

**THOMAS DE
PADOVA**



NONNA

insel taschenbuch 4802

Thomas de Padova

Nonna



Jeden Sommer verbrachte Thomas de Padova in einem Dorf am Meer in Apulien, Geburtsort seines Vaters, Großvaters und Urgroßvaters – drei Männer, die irgendwann aus Italien aufbrachen in die Welt. Seine Großmutter blieb. Jahr für Jahr erwartet sie ihn, still auf einem Stuhl sitzend, im Dunkel ihres Zimmers: eine alte, schwarz gekleidete Frau, die ohne Kühlschrank lebt. Warum hat der Großvater seine Frau immer behandelt, als existierte sie nicht? Was hat die beiden vor mehr als einem halben Jahrhundert aneinandergebunden?

Diese Geschichte ist eine Schatzkammer: Erfüllt vom hellen Licht der Adria und durchzogen von uralten Geheimnissen, bewahrt sie in knappen, leuchtend klaren Szenen eine ganze Welt in sich auf.

Thomas de Padova, 1965 in Neuwied am Rhein geboren, studierte Physik und Astronomie in Bonn und Bologna. Er war Wissenschaftsredakteur beim *Tagesspiegel* und arbeitete 2014 als Journalist in Residence am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte.

THOMAS DE PADOVA
NONNA

Die Geschichte
meiner italienischen Großmutter

Insel Verlag

Erste Auflage 2020

insel taschenbuch 4802

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der
Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Umschlagabbildungen: 123RF, Berlin: Kakteenfrüchte (EVO Kollektion);
plainpicture, Hamburg: Stuhl (Philip Provily)

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68102-1

NONNA

Unter dem Portal bleibt er stehen. Auf seinem Kopf ein dunkles Baret, sein Oberkörper wirkt gedrungen. Der hohe Bund der Hose lässt ihn unnatürlich kurz erscheinen. Hinten und an der Seite ist sie mit tiefen Taschen versehen, für Spachtel und Maurerkelle. Jetzt stecken Zigaretten darin.

Er hat zuletzt noch öfter danach gegriffen als sonst und hält auch jetzt einen glimmenden Stummel in der hohlen Hand, während er ins Innere der Kirche sieht. Beim Altar brennen Lichter auf einem Opferkerzentisch. Die Bänke sind leer. Nur in der ersten Reihe zeichnen sich die Silhouetten einiger Personen ab, drei auf der einen und eine auf der anderen Seite. Reglos sitzen sie da. Sie warten auf ihn.

Der Amerikaner, wie ihn alle im Dorf rufen, kehrt ihnen den Rücken zu und schaut die Straße entlang, über die er gekommen ist, als würde er an diesem Novembermorgen selbst noch auf jemanden warten. Doch da kommt niemand. Irgendwann lässt er den Zigarettenstummel auf den Treppenabsatz fallen, ballt beide Hände zu Fäusten und schließt die feucht gewordenen Augen.

Als er sie wieder öffnet, sieht ihn sein Großvater an, sein Nonno. Ihn also haben sie vorgeschickt! Mit dem kurz geschorenen Haar und jenem spitzen Ansatz, an dem man alle Männer in der Sippe erkennt, die Augen milchig, die Lippen blass, unter dem glattrasierten Hals eine von silbernen Fäden durchwirkte Krawatte.

Schweigend tritt sein Nonno an ihn heran, legt die Hand an seinen Arm und steht nun gemeinsam mit ihm unter dem Portal, unter einem Architrav mit dem lateinischen Schriftzug: »Pulcrum reddere templum vota vovere migrantes. Factis non verbis, contribuere simul.« Den Tempel schön zu gestalten, gelobten die Migranten. Mit Taten trugen sie bei, nicht mit Worten.

Mitte der 1920er Jahre, die Familie war soeben aus Amerika zurückgekehrt, spendete auch sein Vater für die Ausschmückung der Kirche. Heute bleibt er ihr fern, am Tag der Hochzeit seines Sohnes, die er selbst angeordnet hat.

Mit einem Machtwort? Ihrem Willen hat er sich gebeugt, nachdem sie wie eine Furie mit dem Messer auf seinen Sohn losgegangen war. Jetzt sitzt sie in der ersten Reihe und trägt einen dunklen Mantel anstelle des Brautkleids, an dem sie so lange gearbeitet hat.

Er ringt nach Worten, will seinem Nonno etwas sagen, da spürt er, wie dessen Hand seinen Oberarm umfasst. Und mit einer Bestimmtheit, die etwas absolut Zwingendes hat, führt der Vater seines Vaters ihn in die Kirche, den Amerikaner, der nicht weiß, ob er dem alten Mann an seiner Seite folgen oder weglaufen will, ob er ihn liebt oder hasst. Er weiß nur, dass er nichts versteht. Nicht einmal, warum er hier ist.

Noch bevor die Zeremonie beendet und der Segen gesprochen ist, erscheint er wieder unter dem Portal, doch diesmal bleibt er nicht stehen, sondern geht in seinen klobigen Schuhen mit schnellen Schritten die Treppe hinunter, über den Vorplatz und dann die Kirchstraße entlang bis zur Kreuzung,

wo er kurz innehält und sich fragt, ob er den längeren Weg ums Dorf herum nehmen soll, um nach dem Spießrutenlauf der letzten Tage niemandem mehr zu begegnen, entscheidet sich jedoch für den *corso*, denn es ist schon spät, er beginnt zu laufen, die Dorfstraße hinunter, bis er den Bus erblickt, der gerade in Richtung Foggia abfährt, nachdem im letzten Moment noch eines dieser Schwarzhemden aufgesprungen ist, woraufhin er noch schneller rennt und die Mütze schwenkt, denn er will unbedingt zur Baustelle, nach Foggia, weg von hier, weit weg, Gott weiß wohin, doch der Fahrer sieht ihn nicht, auch das Faschistenschwein will ihn nicht sehen, und als er die Haltestelle endlich erreicht, biegt der Bus bereits auf die Landstraße ein.

»Merda!«

Er wirft das Barett in den Staub und verflucht den Vater, der ihn hierher geschleppt hat in dieses Drecksnest, dieses Scheißkaff, wo die Leute am Morgen ihre Pisse auf die Straße schütten, wo die Weiber hinter ihren Gardinen gaffen, bis sie irre werden, und sich das Schicksal an einer vermaledeiten Türschwelle entscheidet.

1

Meine Nonna trägt immer Schwarz. Seit ich denken kann. Wenn ich sie im Sommer in Süditalien besuche, habe ich kurzärmelige Hemden und Shorts, Badehose und Flip-Flops in meinem Koffer. In Mattinata, dem Geburtsort meines Vaters, erwarten mich Sonne, Meer und weiße Adriastrände. Und meine Nonna in schwarzer Kluft.

Als kleiner Junge konnte ich diese dunkle Gestalt, von der es hieß, sie sei meine Oma, nur schwer einordnen. Mit Beginn der alljährlichen Sommerferien lebte ich plötzlich zusammen mit meinen Eltern und meinen beiden Schwestern unter ihrem Dach. Ihr Andersseins spürte ich bereits, bevor mir bewusst wurde, dass sie eine andere Sprache sprach als meine Verwandten in Deutschland.

Die längste Zeit des Tages saß sie in ihren vielschichtigen Kleidern auf einem Stuhl: vom Kopftuch, das ihr kurzes, silbergraues Haar bedeckte und ihre hängenden Augenlider einfasste, bis hinunter zum Rocksäum, unter dem dicke schwarze Wollstrümpfe und ausgetretene Hausschlappen hervorschauten. Sie betete, verrichtete Hausarbeiten, verteilte Aufträge. Ihr fokussierter Blick folgte meinen Bewegungen und dem Geschehen in der Wohnung wie ein Schatten.

Mein Nonno starb, als ich sieben Jahre alt war. Fortan dachte ich, meine Nonna trüge Schwarz aus Trauer über den Verlust ihres Mannes. Längst hatte ich den Trauerflor auch bei anderen Frauen in Mattinata bemerkt. Übers ganze Dorf

verteilt saßen sie auf Holzstühlen vor den weißen Häusern. Allein, in Zweier- oder Dreiergruppen hockten sie da wie Krähen auf der Stange, schwatzten und hüteten das Gedenken an die Verstorbenen.

Später wurde mir klar, dass meine Nonna dieselbe Rolle in der Dorfgemeinschaft einnahm wie sie: die der ehrbaren Witwe, die die Trauer als christliche Lebensform praktiziert. Doch warum hatte sie den Kleiderwechsel schon vor dem Eintritt in die Witwenschaft vollzogen? Warum hatte sie bereits Schwarz getragen, als ihr Mann noch lebte?

Im Ort sah man sie selten. Meine Nonna blieb im Haus. Statt draußen vor der Tür saß sie fast immer drinnen in ihrer Wohnstube. Und wie sie so dasaß in dem hohen Raum vor einer kalkweißen Wand, die Hände in den Schoß gelegt, hatte sie etwas von einer Statue an sich. Noch in meiner Jugend, in der ich selbst eine schwarze Phase existentieller Trostlosigkeit durchlief, starrte ich sie manchmal wie gebannt an. Sie kam mir wie ein Relikt aus der Vergangenheit vor, eine Frauenfigur, die mir unbekannte Zeiträume durchlebt hatte, eine Hüterin dunkler Erinnerungen.

Abgesehen von meiner Nonna ist das Italien meiner Kindheit in blaues Licht getaucht. Ich schaue auf Sommerwochen am Meer zurück, in denen ich mit meiner Luftmatratze auf den Wellen ritt und unter ihnen hindurchtauchte. Unermüdlich ließ ich mich von der Brandung ans Ufer spülen, um mich herum wirbelnde Luftblasen, das Rasseln der Kieselsteine, badende Kinder. An Mattinatas Stränden fühlte ich mich geborgen.

Frage ich meine Nonna nach einem Ort, nach dem sie

sich sehnt, hat sie nicht das Meer vor Augen. Sie trägt keinen Sommer in sich, sondern das verblichene Bild einer frommen Mutter, mit der sie als kleines Mädchen gemeinsam betete. Ihre Mutter, die ihrerseits ohne Mutter aufgewachsen war und schon als junge Frau Schwarz getragen hatte, starb kurz nach Ende des Ersten Weltkriegs, als meine Nonna gerade sieben Jahre alt geworden war. Über fast ein Jahrhundert hinweg hat sie sich mit ihr verbunden gefühlt. »Wenn ich noch einmal zu leben hätte, würde ich ins Kloster gehen.«

2

Wieder nähert sich der Bus dem Gargano, dem Sporn des italienischen Stiefels. Hinter mir liegt die fruchtbare Ebene von Foggia, ein schier endloses Tafelland, in dem knapp die Hälfte der Tomaten reifen, die die Italiener Jahr für Jahr konsumieren. Vor mir ein Kalksteinmassiv, das steil aus der Ebene emporragt. Irgendwo dahinter muss das Meer sein.

Das weiße Gebirge, ausgewaschen vom gleißenden Licht, bildet einen Riegel zur Adria, als wäre es nachträglich ans Festland gesetzt worden. Tatsächlich gehört der Gargano, geologisch gesehen, nicht zum Apennin, sondern zum westlichen Balkan. Schon vor zwanzig Millionen Jahren, als weite Teile Italiens noch unter Wasser lagen, schaute er aus dem Meer heraus.

In völliger Abgeschiedenheit entwickelte sich hier eine ganz eigenartige Flora und Fauna. Wissenschaftler haben im

Gargano die Überreste eines Fünfhorns gefunden sowie die eines gigantischen Igels, so groß wie ein Wildschwein. Es war eine Insel wundersamer Kreaturen, die nach und nach verschwanden, als das Mittelmeer vor fünf Millionen Jahren austrocknete.

Seinen Inselcharakter hat der Gargano bis heute bewahrt. Seine entlegenen Bergdörfer sind Orte heidnischer Kulte und des Mönchtums, der Erscheinung von Erzengeln und Heiligen mit Stigmata. Über Straßen, die sich an steilen, kargen Hängen entlangwinden, ziehen Jahr für Jahr Abertausende Pilger zum Grottenheiligtum auf dem Monte Sant'Angelo und zur ehemaligen Wirkungsstätte Padre Pios, jenes wundmaltragenden Kapuzinermönchs aus San Giovanni Rotondo, der zu Italiens populärstem Heiligen avanciert ist.

Der Bus schlägt eine andere Richtung ein als die Wallfahrer. Seine Route führt nicht in Serpentinaen hinauf ins Gebirge. Anders als noch in meiner Kindheit, als wir uns über ehemalige Eselspfade in langsamer Kurvenfahrt bergan in den Karst bewegten und der Küste später von oben entgegenrollten, das Blau der Adria mal rechter Hand, dann wieder linker Hand vor Augen, läuft die Straße heute geradewegs auf einen kilometerlangen Tunnel zu.

Plötzlich wird es dunkel wie vor Beginn eines Kinofilms, wenn der Vorhang zugezogen wird. Hinter mir erlischt Italien. Und noch ehe mein Herz am anderen Ende des Tunnels angekommen ist, wo das Dorf Mattinata aufscheinen wird, fliegen mir die alten Geschichten entgegen, als wären Vergangenheit und Gegenwart nur durch diesen schmalen Stollen voneinander getrennt: erinnerte Geschichten aus Kindheit

und Jugend, in denen ich jeweils für etwa drei, vier Wochen im Jahr einer anderen Welt angehörte, die dann die restlichen elf Monate in mir fortlebte. Weitererzählte Geschichten, die von Aufbruch und Ausharren handeln, von Männern, die von Mattinata fortgingen, und Frauen, die blieben. Geschichten von Entfremdung und Einsamkeit.

»Wann kommst du wieder?«

»Wir sehen uns im September.« Zu einer Jahreszeit, in der Feigen und Kaktusfrüchte reifen und der Ort sich fürs Patronatsfest schmückt, in der die ersten Strandbars abgebaut werden und die Sommerresidenzen sich allmählich leeren.

Es ist die alljährliche Reise zu meiner Nonna, die sich nie von ihren Traditionen entfernt hat. Sie ist fest eingebunden in die Geschichte des Gargano, verstrickt in tausend Angelegenheiten, von denen sich mein Vater, mein Großvater und meine Urgroßväter durch einen neuen Anfang in der Fremde losmachen wollten. Drei Männergenerationen, die sich mit einem Koffer voller Hoffnungen ins Offene hinausbegaben.

Meine Nonna hat sie alle überlebt. Sie ist die Einzige, die mir noch von meinen Urgroßvätern erzählen kann, die das Dorf und die Landarbeit hinter sich ließen, um ihr Glück in Amerika zu suchen; vom Aufbruch meines Nonno, den es noch spät in seinem Leben, in den 1960er Jahren, nach Deutschland zog, wo Handwerker wie er gesucht waren; und vom Weggang meines Vaters, der Mattinata bereits mit achtzehn verließ und dessen frühen Tod meine Nonna genauso wenig verwunden hat wie ich.

Mein Vater hatte immer nur Deutsch mit mir gespro-

chen. Meine ganze Kindheit und Jugend über war ich weder imstande, meine italienischen Verwandten zu verstehen, noch, mich ihnen verständlich zu machen. Mit Beginn meines Physikstudiums belegte ich dann Italienischkurse an der Universität Bonn, las Bücher italienischer Autoren und schrieb mich für ein Studienjahr in Bologna ein, um das Land meiner Vorfahren kennenzulernen, von dem ich bis dahin kaum mehr als eine 6000-Seelen-Gemeinde an der Adriaküste gesehen hatte.

Das fette, gelehrte Leben *alla bolognese* glich in keiner Weise dem kargen, ländlichen Leben in Mattinata. Außerhalb der Vorlesungszeiten jobbte ich für eine Zeitarbeitsagentur, lief als *uomo sandwich*, als wandelndes Werbeplakat, durch die Arkaden der Bologneser Innenstadt, half Menschen bei Umzügen und Renovierungen. Mit meinen Ersparnissen ging ich auf Reisen, fuhr nach Padua und Venedig, Florenz und Rom, Siena und Neapel und dann per Anhalter bis hinunter nach Palermo, mit dem Schiff nach Stromboli und Lampedusa, um irgendwann wieder im Gargano, dieser einzigartigen Bergregion, dem schönsten Abschnitt der italienischen Adriaküste, anzukommen, vor meiner schwarz gekleideten Nonna zu sitzen und enttäuscht festzustellen, dass wir uns nach wie vor kaum verständigen konnten.

Kurz vor Abschluss meines Studiums starb mein Vater. Unmittelbar nach seiner Beerdigung im Rheinland fuhr ich nach Mattinata, mitten im Winter, diesmal auch ich in Schwarz, bereit, mit seiner Mutter zu trauern, und gewillt, das Familiengedächtnis wachzurufen, das meine Nonna mit sich

herumträgt. Wie schon bei vorherigen Besuchen schnappte ich nur Satzbruchstücke auf, stieß aber auf ein Wörterbuch, das auf Mattinata und den Gargano eingegrenzt ist.

Mit diesem schmalen Bändchen machte ich mich daran, mir die Sprache meiner Nonna anzueignen, einen aussterbenden Dialekt. Ich erfuhr, dass das Verb *azzuppé*, das sie häufig verwendet, im Italienischen *guadagnare* (verdienen) bedeutet. Das mattinatesische *fatijé* steht für *lavorare* (arbeiten), meine Nonna sagt *vagnune* anstelle von *ragazzi* (Kinder) und *picc* statt *poco* (wenig).

Da sie nie zur Schule gegangen ist, hat sie allenfalls eine vage Vorstellung davon, was es bedeutet, eine fremde Sprache zu lernen. Frage ich sie etwa, was *a tutte vanne* heißt, wiederholt sie laut und schrill *a tutte VAAANNE*, als wäre es die größte Selbstverständlichkeit, dass *a tutte vanne* überall *a tutte vanne* heißt, dabei sagt man auf Italienisch *dappertutto* (überall).

Die Verständigung mit ihr ist mühevoll geblieben, eine Annäherung in kleinen Schritten. Doch Vokabel für Vokabel, Satz für Satz hoffe ich, die Lücken zu schließen und die Wehmut über all die nicht geführten Gespräche zu lindern.

»Wann kommst du wieder?«

»Wir sehen uns im September.«

Eine Markierung im Zyklus der Zeit, die immer wieder aufs Neue danach fragt, was erinnert und wie es erzählt wird, was verschwiegen und was mir womöglich für immer rätselhaft bleiben wird. Und wo ich meinen eigenen Platz finde in dieser zerklüfteten Familiengeschichte, die wie die Felsformation des Gargano ins Meer der Gegenwart hineinreicht.

Das Haus meiner Nonna ist das letzte in einer kurzen, ansteigenden Straße. Es schließt die Zeile mit einem niedrigen Vorbau ab. In diesem Winkel liegt ihre Küche, eng und düster, hier sitzt sie oft bis in den Nachmittag hinein auf einem ihrer winzigen Holzstühle. Womöglich kauert sie auch jetzt hinter dem dunklen, mit einem Fliegengitter verhangenen Küchenfenster, das geradewegs zu der Kreuzung zeigt, auf der ich verschwitzt herumstehe und einen letzten Schluck aus der Wasserflasche nehme, die ich am Bahnhof in Foggia gekauft habe.

Das kalkweiße Dorf schläft in sengender Mittagsstille. Nur von einem Plakat lacht mich, altmodisch wie der Wirt einer Berliner Eckkneipe, der Sänger Antonello Venditti an, der irgendwann einen Auftritt in dieser Gegend hatte. Die angeschlagenen Titel, *Sotto il segno dei pesci* und *Sara*, gehörten wie Transistorradio und Kassettenrecorder zum Strandleben der siebziger und achtziger Jahre. Hinter dem verstaubten Transparent öffnet sich eine umzäunte Baugrube.

Ihr Küchenfenster ist undurchdringlich wie eh und je: ein kleines, graues Rechteck in einem hellen Mauervorsprung, vor dem eine angeklammerte weiße Plastiktüte tanzt. Wie eine Eidechse in der Sonne harrt meine Nonna in ihrer Kammer aus, stumm und regungslos, bis sie eins wird mit ihrer Umgebung, als würden Wachheit und Schlaf ineinanderfließen. Sie wird sich nicht zu erkennen geben, wird sich nicht rühren, ehe ich nicht vor der Haustür stehe und nach ihr gerufen habe.

In Erwartung meiner Ankunft wird die Erinnerung sie weit zurückgetragen haben, in die Zeit vor dem Tod meines Vaters, zu jenen drei oder vier Wochen im Jahr, in denen wir ihre Wohnung zu unserem Ferienlager machten, in denen es laut und lebendig war, wo jetzt Stille herrscht. Schon damals trat sie nicht vor die Tür, wenn wir mit dem Auto vorfuhrten und uns nach vierundzwanzigstündiger Reise nacheinander aus den feuchten Kunststoffsitzen unseres weißen Ford 17 M schälten. Meine Nonna wartete drinnen in ihren schwarzen Kleidern, ein goldenes Amulett um den Hals.

Wir begrüßten sie einer nach dem anderen, meine Mutter und meine beiden Schwestern oft vorneweg, dann mein Vater. Möglich, dass sie in mir nun diesen zögerlichen, unentschlossenen Jungen wiedererkennt, der sich ihr damals, beim Antreten der Familie, als Letzter näherte, die Furcht in den Augen, die ihrem festen Kniff in meine Wange vorausging. Noch heute habe ich Mitleid mit den *bambini* Süditaliens, den vielen unschuldigen Opfern dieser permanenten Kneiferei.

Seinerzeit schlug ich einen Bogen um meine Nonna, weil mir ihre rauen Gesten und kreischenden Laute unheimlich waren. Sie dagegen machte sich aus meiner einmal offenbarten Scheu einen Spaß, kniff mich noch häufiger und kräftiger in die Backe als meine Schwestern. Geriet ich in die Nähe ihres Stuhls, gab sie das Ungeheuer, riss beide Arme hoch und schrie: »*U papònne!*« In der dunklen Küche: »*U papònne!*« Im finsternen Kelleraufgang: »*U papònne!*« Ständig gaukelte sie mir vor, ein Gespenst würde sein Unwesen im Haus treiben, vor dem ich mich freilich weniger fürchtete als vor ihr.